



Zubbels Abenteuer in Wiesental

Roland Hüve - Rheinhard Kleist - Ralf Liebe

Hallo! Willkommen in Wiesental.

Keine Angst. Ich beiße nicht.

Und Kinder schon gar nicht. Im Gegenteil, ich freue mich, dass ihr den Weg in mein kleines Eifeldorf gefunden habt.

Wenn ihr Lust habt, führe ich euch ein bisschen herum.

Ich kann euch zeigen, wie es bei uns zugeht.

Und glaubt mir: So ein Dorfhund wie ich hat eine Menge Geschichten zu erzählen. Wollt ihr ein paar davon hören? Dann kommt einfach mit.



Seht ihr - vor uns liegt die Kapelle von Wiesenthal.

Dazu fällt mir gleich eine Geschichte ein. Sie handelt von meinem besten Freund. Martin.

Übrigens: Ich heiße Zubbel.

Und jetzt kommt!

Sonntag

Es war an einem Sonntag. Ganz Wiesental hatte sich frühmorgens zu der Messe in der Kapelle versammelt. Ich durfte natürlich nicht mit rein und wartete draußen.

Endlich war die Messe zu Ende und die Leute schoben sich aus der Kapelle. Allen voran drängten sich Martin und sein Freund Matthias. Eben wollte ich an Martin hochspringen, da wurde er plötzlich von hinten am Ohr gepackt und zurückgezogen.



„Du denkst wohl, ich habe nicht gemerkt, dass du schon wieder in der Wandlung getuschelt und gegrinst hast, was? Lausejunge!“ brauste der Vikar auf den armen Martin runter.

Und schon hatte sich Wilhelm Kontzen, Martins Vater, den Weg durch die Leute gebahnt. Er trat vor seinen Sohn, holte aus und versetzte ihm eine so kräftige Ohrfeige, dass selbst der Vikar erschrak und Martin losließ.

„Wir sprechen uns noch!“ brummte Wilhelm Kontzen und ging davon. Noch als alle anderen gegangen waren, standen Matthias und Martin schweigend vor der Kapelle.

Martin rieb sich die linke Wange und vermied es, Matthias anzusehen. Er war jetzt fast zwölf Jahre alt. Es war ihm peinlich, dass er von seinem Vater in aller Öffentlichkeit wie ein kleines Kind behandelt worden war.

Auf einmal tauchten an der alten Rechtssäule zwei Gestalten auf und piffen zu uns herüber. Ich erschrak so sehr, dass ich die beiden zuerst ein bisschen anbellen musste. Es ist ansonsten nicht meine Art, wie ein dummes Koter herumzuklaffen.

Es waren Heinrich und Franz, die Söhne des Dorfschmieds aus Waldheim.



Franz hatte sich auf dem Verkündstein aufgebaut und grinste uns herausfordernd an. Die beiden kamen Martin gerade recht.

„Na, Fränzchen“, sagte Martin. „Willste ne Rede halten?“ Franz war schon dreizehn und ein wahrer Koloss. Er war breit wie eine Wand und konnte zupacken wie ein Mann. In letzter Zeit sah man ihn nur noch selten, denn er arbeitete jetzt jeden Tag in der Schmiede und kam auch nicht mehr zur Schule. Und er mochte es überhaupt nicht, „Fränzchen“ genannt zu werden.

„Wie wär es mit einem kleinen Reiterkämpfchen?“ fragte er und stieg vom Verkündstein. Martin und Matthias sahen sich an.

„Wenn ihr unbedingt wollt“, sagte Matthias langsam. „Aber immer!“ rief Martin fröhlich.

Ohne weitere Worte zu wechseln, liefen die vier Jungen hinüber zur Dorf- wiese, wo sie sich eine Weile schweigend umkreisten.

„Sagen wir: vier Glasmurmeln für die Gewinner“, sagte Martin und sprang auf Matthias Rücken. Mit seinen neun Jahren war Matthias fast zwei Jahre jünger als Martin. Aber er war genauso groß und viel kräftiger. Außerdem war Martin so dürr, dass er, wie Matthias immer sagte, „ungefähr rein gar nichts“ wog.

Schon lange hatte sie niemand mehr besiegt. „Vier Glasmurmeln ...“, brummte Franz und schnalzte mit der Zunge. „Die habt ihr schon so gut wie verloren.“



Martin stieß einen Kriegsschrei aus und Matthias stampfte los. Überrascht von dem schnellen Angriff konnte Franz nur schwerfällig ausweichen. Martin wirbelte herum und bekam Heinrichs Jacke zu fassen. Noch ehe Heinrich selbst zugreifen konnte, hatte Matthias Franz von hinten gerammt.

„Na warte!“ brüllte Franz und versuchte mit ein paar kraftvollen Schritten neuen Anlauf zu nehmen. Doch Martin hatte sich fest in Heinrich verkrallt. Hilflos mit den Armen rudern, begann Heinrich langsam von seinem Bruder herunterzurutschen.

„Lauf los, Pferdchen!“ rief Martin. Mit zusammengebissenen Zähnen setzte sich Matthias in Bewegung, aber schnaufend und ächzend hielt Franz stand. Von beiden Seiten gezogen, hing Heinrich jetzt fast waagrecht in der Luft. Franz hielt die Beine seines Bruders eisern umklammert und gewann an Boden. Es sah so aus, als würde er dieses merkwürdige Tauziehen sehr bald für sich entscheiden.

Doch dann flüsterte Matthias: „Jetzt!“ und blitzschnell ließ Martin Heinrichs Jacke los. Von seinem eigenen Gewicht nach vorn geworfen, torkelte Franz über die Wiese. Um nicht selbst zu fallen, ließ er Heinrich los, der auf allen vieren im Gras landete.

„Gewonnen!“ rief Matthias und jubelnd sprang Martin von seinem Rücken.

„So“, sagte er und rieb sich die Hände, „jetzt rück mal raus mit deinen Glasurmeln, Fränzchen.“

„Nicht so schnell, du halbe Portion“, sagte er. „Zuerst musst du mich noch im Hahnenkampf besiegen.“

„Kein Problem, Speckbauch. Wir können gleich damit anfangen!“

Der Hahnenkampf begann. Beide Jungen verschränkten die Arme vor der Brust und hoben das rechte Bein an.

„Wer mit dem rechten Bein den Boden berührt, hat verloren. Alles fertig? Los!“ rief Matthias.

Diesmal wollte Franz sich nicht überraschen lassen. Sofort hüpfte er auf Martin los. Der lachte und wartete scheinbar seelenruhig, bis Franz dicht vor ihm war. Dann hüpfte er plötzlich zur Seite und war hinter Franz. Er versuchte den jungen Schmied mit der Schulter umzuschupsen, aber eben so gut hätte er einen Zaunpfahl anrempeln können. Umständlich drehte sich Franz zu ihm um. Doch da war Martin schon ein paar Meter weitergehüpft.

„Putt, putt, putt, kleines Hähnchen!“ gackerte Martin. „Hier bin ich, komm hier rüber!“

Schwitzend und mit hochrotem Kopf stapfte Franz wieder auf Martin zu. Der aber lachte nur und hüpfte ausgelassen im Kreis herum.

Matthias sah das Unglück kommen. „Martin ...“ rief er noch, doch da war es schon zu spät. Rückwärts hüpfte Martin gegen eine alte Sense, die im hohen Gras lag, verlor sein Gleichgewicht und fiel der Länge nach in einen großen, frischen, matschigen, dampfenden Kuhfladen.

„Heiliger Hermann-Josef!“ stöhnte Franz und ließ erleichtert das rechte Bein sinken. Heinrich prustete heraus vor Lachen. Doch sein großer Bruder warf ihm einen kurzen, bösen Seitenblick zu und da verstummte er genau so plötzlich wieder.

„Schöne Bescherung“ brummte Franz. Er war wirklich erschrocken. „Die Mürmeln kannst ja morgen mitbringen. Tut mir leid wegen deiner Sonntagsachen.“ Damit drehte er sich um und zog mit Heinrich davon.

Martin lag immer noch bäuchlings auf der Wiese und verbarg sein Gesicht. Fliegen und Bremsen umschwirrten ihn. Er hätte laut losheulen können, doch vor Matthias riss er sich zusammen, so gut es ging.

„Mein Vater schlägt mich halbtot, wenn er meine Sonntagssachen sieht. Sie sind doch erst vor drei Wochen frisch gewaschen worden! Was soll ich denn jetzt machen?“ Martin erhob sich und trat wütend gegen die Sense.

„Ich habe ‘ne Idee“, platzte es aus Martin heraus, „bei uns ist doch morgen Washtag. Ich frage Anna, ob sie deine Sachen heimlich mitwäscht.“

„Du bist ein Engel!“ rief Martin und stürmte mit ausgebreiteten Armen auf Matthias zu. Der aber verzog sein Gesicht und wich ihm aus. Jetzt erst sah Martin an sich herunter. Besser hätte er nicht fallen können. Über Hemd, Jacke und Hose breitete sich ein klebriger, stinkender Fleck aus, auf dem sich die Bremsen und Fliegen inzwischen wieder niedergelassen hatten. „Scheiße“, sagte Matthias in die sonntägliche Stille.

Und dann lachten beide so laut, dass man es bestimmt bis nach Waldheim hören konnte.

Sachteil „Sonntag“



Die baufällige Kapelle am alten Standort



Die Kapelle im Museum

In der Baugruppe EIFEL des Freilichtmuseums ist auch eine alte Dorfkapelle wieder aufgebaut. Sie stand früher in Schützendorf bei Mechernich und ist über 200 Jahre alt. An einer bestimmten Stelle kann man das genaue Baujahr der Kapelle ablesen. Wo?



Auf dem Weg vor der Kapelle aus SCHÜTZENDORF liegt ein unscheinbarer Basaltblock. Das ist ein alter VERKÜNDSTEIN.

Solche Steine gab es in fast allen Vorgebirgsdörfern zwischen Bonn und Brühl. Von ihnen aus wurden zu bestimmten Terminen, oft am Sonntag nach der Messe, Bekanntmachungen verlesen - ein Vorläufer der schriftlichen Bekanntmachung an der Anschlagstafel.

Die Dorfkinder in der Eifel hatten keinen Schrank voller Kleidungsstücke, aus dem sie nach Belieben aussuchen konnten. Die ärmsten Bauern hatten gerade mal drei oder vier Hosen und Hemden zum Wechseln. Schließlich wurde die Kleidung in mühevoller Arbeit selbst hergestellt.

Weil ganz selten gewaschen wurde - manchmal nur zweimal im Jahr -, musste man auf die Sonntagskleidung besonders acht geben. Diese Kleidungsstücke sind für besondere Anlässe. Die Alltags-Arbeitskleidung war schlichter und meist aus grobem Leinen.

Was würdet ihr machen, wenn ihr kein Spielzeug hättet?

Wenn ihr auch keins kaufen könntet, weil ihr kein Taschengeld habt, und es sowieso keine Spielzeuigläden gibt?

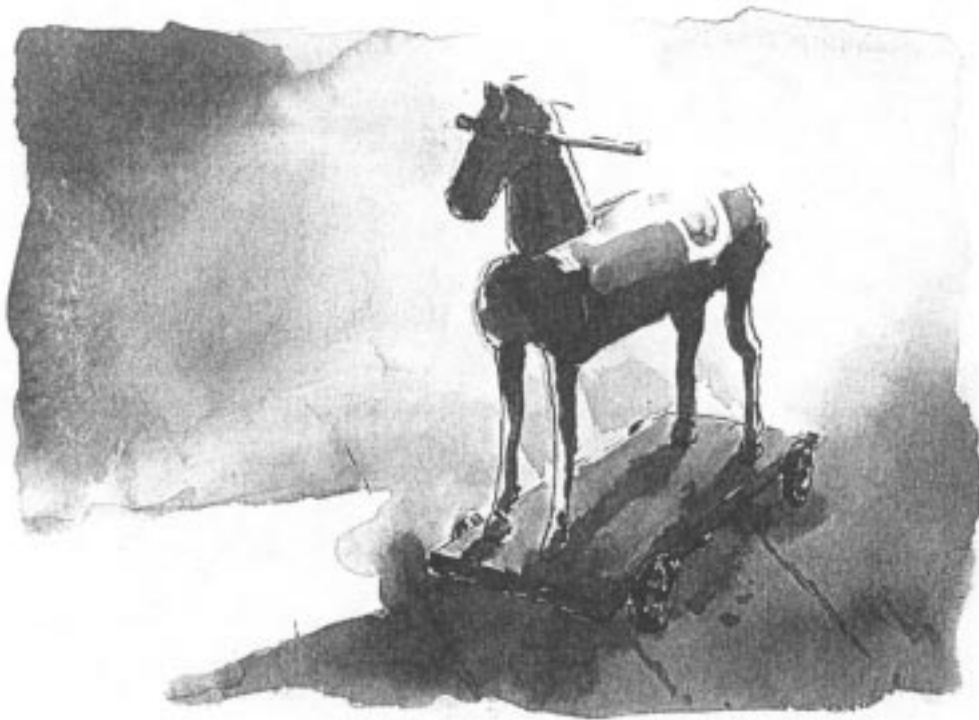
Was würdet ihr machen, ohne Legos, ohne Puppen, ohne Autos, ohne Playmobil, ohne Walkman, ohne Playstation, ohne PC, ohne Fernsehen?

Nun - ihr würdet es machen wie die Dorfkinder vor 120 Jahren.

Die machten sich ihr Spielzeug selbst, und zwar aus den einfachsten Dingen, mit Phantasie und etwas Geschick. Ein Stück Rinde kann ein Schiff sein, ein paar weiße Steine können sich in eine Schafherde verwandeln. Die älteren Kinder bastelten und schnitzten sich ihr Spielzeug selbst: Kreisel, Stelzen, Puppen usw.



*Die wenigen Sachen, die man nicht, selbst machen konnte, waren besonders wertvoll: Glasmurmeln, Zinnsoldaten, Blechspielzeug.
Am einfachsten war es natürlich, so wie Martin, Matthias, Franz und Heinrich ohne Spielsachen miteinander zu spielen: Geschicklichkeitsspiele, Laufspiele, Kreis- und Tanzspiele.*



Welche der folgenden Spiele kennt ihr?

*Blinde Kuh - Jakob, wo bist du? - Landabstecken - Murmeln - Fangsteinchen -
Zeigt her eure Füße - Ri-ra-rutsch - Ringel, ringel, Rose - Plumpsack -
Pinnschlagen - Bäumchen, wechsel dich - Reifentreiben - Sackhüpfen -
Seilchenspringen - Hahnenkampf - Reiterspiele - Kästchenhüpfen.*

*Die Sense, über die Martin gestolpert ist. Eine solche Sense findet ihr in
..... Übrigens, was macht man eigentlich mit einer Sense?*

Betreten erwünscht!

Bevor ich euch die nächste Geschichte erzähle, möchte ich euch durch eins der Häuser von Wiesenthal führen. Es ist das Haus, in dem mein Freund Martin mit seinem Vater und seinen zwei kleinen Geschwistern Josef und Käthchen lebt.

Ich meine: in Wirklichkeit ist es eins der Häuser, die im RHEINISCHEN FREILICHTMUSEUM wieder aufgebaut worden sind, damit man sich heute angucken kann, wie wir früher gewohnt haben. Aber mit ein bisschen Phantasie könnt ihr dabei plötzlich mitten in Wiesenthal, mitten in meinen Geschichten landen. Es ist das Haus SCHEUERHECK, das ihr im Museum in der BAUGRUPPE EIFEL findet.

Wenn ihr eintretet, steht ihr sofort im HERDRAUM, dem wichtigsten Teil des Hauses. Hier hält sich die Familie auf, über der offenen Feuerstelle wird gekocht, hier werden die häuslichen Arbeiten getan, hier wird gegessen, gebacken, gebuttert. Martins Mutter ist letztes Jahr gestorben. Seitdem müssen Martin und sein Vater die häuslichen Arbeiten allein erledigen. Weil aber der Vater meistens auf dem Feld zu tun hat, bleibt fast alles an Martin hängen, zum Beispiel die Versorgung der kleinen Kinder.

Der nächste Raum, in den ihr kommt, ist gleichzeitig Stube und Schlafzimmer. In dem Bett schläft die ganze Familie! Wenn es allzu eng wird, verdrückt sich Martin manchmal unters Dach, auf eine Lage Stroh. Natürlich sieht es jetzt sehr aufgeräumt und sauber aus in diesem Haus. Das müsst ihr euch aber ganz anders vorstellen.



Drehbutterfass in Haus SCHEUERHECK.
Hierin wurde der von der Milch abgeschöpfte Rahm so lange gedreht und geschlagen, bis sich die Fettbestandteile zu Butter zusammengeklumpt hatten. Übrig blieb - Buttermilch.

Normalerweise liegen hier überall Sachen herum, Werkzeuge, Kleidungsstücke, Brennholz, Abfall. Es ist nicht sehr sauber bei Wilhelm Kontzen und seinen Kindern. Es gibt Mäuse, Wanzen und andere Quälgeister.

„Wo ist das Badezimmer? Wo ist das Kinderzimmer? Wo ist das Klo?“, werdet ihr fragen. Dazu sage ich: Das alles gibt's nicht. Wasser zum Waschen und Kochen holt man sich vom Brunnen, für ihre „Geschäfte“ gehen die Menschen nach draußen, da gibt's ein Plumpsklo.



Noch enger als die Menschen leben auf diesem Hof die Tiere beieinander. Neben der Tür zum Herdraum ist eine andere Tür.

Geht ruhig mal rein.

In diesem dunklen, fensterlosen Stall hielt Martins Vater in guten Zeiten zwei Kühe, drei Schweine und einen Haufen Hühner!

Nach ein paar schlechten Ernten sind die guten Zeiten leider vorbei. Im Moment gibt's nur eine Kuh, die Frieda, eine Ziege und ein paar magere Hühner.

An diesem Kesselhaken sind viele Zähne. Daran konnte man den Topf, der über dem offenen Feuer hing, in der Höhe verstellen. Wenn man es heißer haben wollte, musste man „einen Zahn zulegen“.

Die Scheune nebenan ist ganz wichtig. Hier werden die Ernteerträge aufbewahrt. Doch davon später. Jetzt will ich euch erzählen, wie Martin seine schmutzigen Sonntagssachen wieder sauber gekriegt hat.

Der Waschtag

Am nächsten Morgen waren Martin und ich schon besonders früh auf den Beinen. So schnell er konnte, verrichtete Martin seine morgendlichen Arbeiten: Feuermachen, die kleinen Geschwister anziehen, die Kuh und die Ziege melken. Dann gab es einen halben Teller Haferbrei für uns zwei, und endlich rannten wir rüber zum Stellmacherhof. Weil es mir nicht schnell genug ging, sprang ich ein bisschen um Martin herum und an ihm hoch. Aber Martin hatte keine Zeit mit mir zu spielen. Außer Atem lief er am Hof vorbei und durch das alte, steinerne Tor in den Innenhof. Auch hier war man wohl früh aufgestanden, denn der Waschtag war schon in vollem Gange. Der Hof stand voll mit Bottichen, Kübeln und Eimern.



Zwei Mägde liefen geschäftig hin und her. In einem weiten Bogen drückte ich mich an Bello, dem Wachhund, vorbei. Bello zerrte an seiner Kette und kläffte mich widerlich sabbernd an. Was für eine armselige Bestie! Ich meine: Bello trug seinen einfallslosen Namen völlig zu Recht. Sein einziger Lebensinhalt bestand darin, rumzuliegen, aufs Fressen zu warten und jeden, der vorbeikam, lauthals anzubellen. Nicht einmal übers Wetter hätte ich mich mit dem brutalen Dummkopf unterhalten können. Ich hasse Wachhunde. Sie haben keine Ahnung von den schönen Seiten des Lebens.

Es ist unglaublich, was die Menschen sich für eine Arbeit mit ihrer Wäsche machen. Frau Roevenich, die Hausherrin auf dem Stellmacherhof, stand über ihr Waschbrett gebeugt und hatte schon ganz rote Wangen. Links und rechts neben ihr waren zwei Nachbarsfrauen ebenfalls mit Kneten, Rubbeln und Bürsten beschäftigt. Von Zeit zu Zeit ließen sie ihre Wäschestücke ins Wasser gleiten und hielten sich mit verzerrten Gesichtern den Rücken. Wirklich, das ist keine erfreuliche Arbeit.



Die Frauen kriegen Kreuzschmerzen und machen sich mit Laugenwasser und Waschbrettern die Hände kaputt. Das Komische ist aber: Sie lassen sich ihre gute Stimmung nur selten verderben!

Sie schnattern und scherzen und ziehen über andere Leute her, dass es nur so eine Freude ist.

Frau Roevenich verstand sich meisterlich auf diese Form der Unterhaltung. Eben hatte sie etwas über ihren Mann gesagt, das ich hier unmöglich an Kinderohren weitergeben kann, und alle Frauen lachten wie aus einem Munde auf.

Martin stand etwas verloren inmitten dieser Betriebsamkeit und schlenderte dann zu Anna hinüber. Ach ja, Anna!

Anna ist Matthias Schwester. Sie ist genauso alt wie Martin und fast so eng befreundet mit ihm wie ich. Nun ja, nur fast. Ein kurzes Lächeln huschte über ihre Lippen, als sie Martin bemerkte. Sie strich ihre strohblonden Haare aus dem Gesicht,

stemmte ihre kräftigen Arme in die Hüften und rief den Mägden zu:

„Ich brauche mehr heißes Wasser zum Einweichen!“ „Na, Anna“ sagte Martin. „Na, Martin“ sagte Anna.

Vorsichtig nahm sie eine Handvoll Holzasche aus einem Leinen-säckchen und streute sie über die Einweichwäsche, die in einem großen Bottich dampfte. Martin sah sich unsicher um. „Äh, Anna, was ist denn mit meinem...“

„Psst!“ machte Anna und grinste ihn halb verschwörerisch, halb

spöttisch an. „Deine Sachen sind hier drin. Ganz unten. Habe sie heute morgen dazugeschmuggelt.“

Martin warf einen Blick auf die Waschfrauen, die ihn gar nicht zur Kenntnis zu nehmen schienen. „Hier kommt ein starker Mann, der uns helfen will!“ rief Anna zu ihnen hinüber und blickte Martin listig an.

„Aber ich ... ich wollte ...“ stotterte Martin und wurde rot wie eine Futterrübe.

„Das ist aber nett von dir! Dass du mir das Wasser holst!“ unterbrach ihn Anna laut.



„Ja, wir können Hilfe brauchen“ rief nun Frau Breuer. „Kannst gleich auch für uns frisches Wasser holen. Vom Brunnen.“

Martin warf Anna einen bösen Blick zu, zuckte mit den Achseln und machte sich auf den Weg.

Von allen Waschtagsarbeiten ist das Wasserschleppen die lästigste. Ich habe mir sagen lassen, dass es in den Häusern der großen Städte Leitungen und Wasserkräne gibt, aus denen man jederzeit soviel Wasser zapfen kann, wie man will. Bei uns im Dorf gibt es den Brunnen. Und den Bach. Sonst nichts. Und weil die Menschen am Washtag so unendlich viel Wasser brauchen, ist diese elende Schlepperei notwendig. Martin holte zwei Eimer frisches Wasser vom Brunnen und brachte sie ins Haus. In der Küche des Stellmacherhofs stand ein moderner Kohleherd, den die Roevenichs sich letztes Jahr gekauft hatten.

Den alten Rauchabzug hatte man mit Brettern geschlossen und nur Platz für ein eisernes Ofenrohr gelassen. Die Zeit der verrußten und verqualmten Herdräume war auf diesem Hof endgültig vorbei.

Ein bisschen beneidete ich die Katzen, die im Winter hinter diesem Ofen ihren Pelz wärmen konnten. Bei Martin zuhause gab es immer noch eine offene Feuerstelle. Dafür aber keine Katzen. Alles hat seine guten Seiten.

Auf dem Herd stand ein großer Kessel, in dem heißes Wasser dampfte. Martin füllte damit zwei Holzeimer und wankte wieder hinaus in den Hof, wo Anna das Wasser in Empfang nahm und in einer schwungvollen Bewegung über die Einweichwäsche goss.



„Soll ich dir mal sagen, was das richtige für dich ist?!“ rief Anna. „Der Pleuel. Na los! Er hängt in der Küche an der Wand.“

„Aber ich...“

„Keine Widerworte. Oder soll ich meiner Mutter sagen, was für Wäsche wir hier waschen?“

Martin seufzte und trollte sich in Richtung Küche. Als er mit dem Pleuel in der Hand aus dem Haus kam, war ich sofort auf den Beinen. Einen Moment dachte ich, er wollte „Hol das Stöckchen!“ mit mir spielen. Ich muss gestehen, dass ich ein begeisterter Stöckchenholer bin, obwohl das ja eigentlich ein dämliches Spiel ist. Manchmal bin ich eben durch und durch Hund.

Martin fing an mit dem Pleuel auf einen Haufen Wäsche einzudreschen, und ich legte mich ganz langsam wieder hin. Glücklicherweise hatte Bello meinen Irrtum nicht bemerkt.

Immer heftiger schlug Martin jetzt auf die Wäsche ein. Er kam ganz schön ins Schwitzen.

Endlich rief Frau Breuer „Mittagspause!“ über den Hof. Niemand hatte so sehnlich darauf gewartet wie ich. Denn der Geruch von angebratenem Speck war mir schon vor einiger Zeit in die Nase gestiegen. Es gab einen Riesentopf voll Kartoffelsuppe mit Speck, dazu geräucherte Würste und Brot. Ein wahres Festessen. Ich kroch unter Martins Stuhl, und der ließ ab und zu ein Stückchen Wurst für mich fallen. Dann stand eine Magd auf und holte das, worauf ich schon den ganzen Morgen gewartet hatte: einen herrlich duftenden ausgekochten Rinderknochen! Doch zu meiner Enttäuschung ging sie an mir vorbei und warf das gute Stück diesem Fiesling von Bello hin!

Der Waschttag ging weiter, aber meine gute Laune war dahin. Ich legte mich mit knurrendem Magen auf meinen Beobachtungsposten und sah missmutig zu, wie die Menschen sich plagten. Es war schon merkwürdig. Erst konnten sie gar nicht genug Wasser über ihre Wäsche schütten, und dann versuchten sie mit aller Kraft, das Wasser wieder heraus zu quetschen. Sie hatten sogar





ein eigenes Gerät dafür: eine Wringmaschine. Martin wurde damit beauftragt, die nassen Sachen zwischen zwei Walzen hindurch zu kurbeln. Raffinierte Technik. Sogar Martin schien das ausnahmsweise Spaß zu machen. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, Bellos lange Schlappohren durch diese Rollen zu drehen. Davon wurde meine Stimmung dann ein bisschen besser.

„Kommst du noch mit auf die Bleiche?“ fragte Anna.

Martin schüttelte den Kopf. „Nö, das ist doch was für kleine Kinder“ brummelte er und trabte davon.

„Und du, Zubbel?“ Anna beugte sich zu mir hinunter und kraulte mich hinter den Ohren. Wenn Anna mich so krault, tue ich so gut wie alles für sie. Also trottete ich hinter Anna und den kleinen Kindern her zur Dorfweiese. Dort wurden die weißen Wäschestücke in der Sonne ausgebreitet. Dann legten wir uns ins Gras und ruhten uns aus. Von Zeit zu Zeit durften die Kleinsten unter Annas Aufsicht die Wäschestücke mit etwas Wasser besprenkeln. Eine herrliche Nachmittagsruhe kehrte ein. Wenn ich bloß nicht so ausgehungert gewesen wäre!

Dann wäre ein schöner Tag auch schön zuende gegangen.

Aber als auf der anderen Seite der Wiese diese beiden Kaninchen aus dem Gestrüpp hoppelten, gab es einfach kein Halten mehr für mich. Ich raste los, setzte ihnen nach - dummerweise quer über die ausgebreitete Wäsche. Ich muss zugeben, dass ich kein besonders reinlicher Hund bin. Deshalb war es auch kein Wunder, dass ich ein paar große Pfotenabdrücke auf den Bettlaken hinterließ.

Mit einem Ohr hörte ich Anna wütend nach mir rufen, aber ich zog es vor, meine Kaninchen weiter in Richtung Wald zu verfolgen.

Ich nahm mir vor, mich in den nächsten Tagen besser nicht auf dem Stellmacherhof blicken zu lassen.



Sachteil Washtag

Vielleicht fragt ihr euch, warum Anna auf die ohnehin schon verschmutzte Wäsche auch noch Holzasche streut. Holzasche enthält Kali. Und das verwandelt heißes Wasser in eine Schmutz lösende Lauge. Das funktioniert im Grunde genauso wie bei den Waschmitteln, die man heute im Laden kaufen kann.



Den Schmutz aus den Fasern der Kleidung heraus zu bekommen, das war, wie ihr seht, früher harte körperliche Arbeit. Die Hilfsmittel dazu waren schlicht, aber wirksam: Waschbretter zum Rubbeln, Wäschestampfer zum Drücken und Pressen, Pleuel zum Schlagen.

Die „Bleiche“, das Ausbreiten auf einer Wiese, machte die Wäsche besonders sauber und weiß. Das Sonnenlicht und der vom Gras abgegebene Sauerstoff bleichen die Wäsche nicht nur aus, sie lassen auch die letzten Flecken und Schmutzreste verschwinden.

In der Schule

Der Schulweg führte die Kinder durch die Felder, durch Schiffelland und ein kleineres Waldstück ins Tal, nach Waldheim. Eine Stunde Fußmarsch hin, eine Stunde Fußmarsch zurück. Für Menschenfüße.

Oft begleitete ich Martin in die Schule. An den Wegekreuzen gab es immer interessante Sachen zu schnuppern.



Michel Konrad, der Schulmeister und Organist von Waldheim, erwartete die Kinder des Dorfes und der umliegenden Bauernflecken schweigend über eines seiner Bücher gebeugt. Dabei berührte seine Nase fast das Papier, denn Michel Konrad war kurzsichtig wie ein Maulwurf.

Erst als sich das Klassenzimmer ganz gefüllt hatte, stand er auf und klopfte dreimal mit seinem Stock auf die Holzdielen. Schlagartig wurde es still, die Kinder sprangen aus den Bänken und riefen im Chor: „Guten Morgen, Herr Lehrer!“

Nach dem Morgengebet zeigte Michel Konrad mürrisch auf die vollgeschriebene Wandtafel.

„Alles abschreiben, aber sauber!“

Leise setzten sich die Kinder in ihre Bänke und holten die Schiefertafeln hervor.

Wenn es schon frühmorgens mit Abschreiben losging, war das ein sicheres Zeichen dafür, dass Michel Konrad schlecht gelaunt war. Natürlich hatte ich längst gerochen, warum er so griesgrämig war: Unter dem Klassenzimmer war die Gemeindebackstube, und dort wurde heute eifrig Brot gebacken. Michel Konrad, der eigentlich immer Hunger hatte, konnte es nicht ertragen, wenn der feine Geruch von frisch gebackenem Brot durch das Schulhaus zog.

„Sei schön leise, sonst schmeißt er dich raus“, zischelte Martin und bugsierte mich mit dem Fuß unter seine Bank.

„Ihr sollt nicht schwätzen, ihr sollt schreiben!“ schnarrte Michel Konrad und blinzelte suchend in Martins Richtung, ohne feststellen zu können, wer da getuschelt hatte. Alles, was ein paar Meter entfernt war, verschwamm ihm vor Augen.

Martin seufzte. Heute würde es keinen „vaterländischen Unterricht“ geben. Keine Geschichten vom Kaiser, von ruhmreichen Taten der Vergangenheit, kein Vorlesen aus Heldensagen. Nur Schreiben, Lesen, Rechnen. Langweilig. Eine Weile hörte man nur das Kratzen der Griffel auf den Tafeln. Gelegentlich ertönte aus Michel Konrads Magen ein lautes Knurren und Glucksen. Martin warf einen Blick auf Matthias' Tafel.

„Du hast ein Wort vergessen.“ flüsterte er seinem Freund zu und zeigte ihm die Stelle.

„Jetzt ist es aber genug!“ brauste Michel Konrad auf. „Meine Ohren reichen bis in die letzte Bank! Wer hat da geredet?! Matthias, nicht wahr?!“ Matthias wagte nicht zu widersprechen. „Steh mal auf!“

Matthias schnellte aus einer Bank.

„Und jetzt sag uns mal das Gedicht vom Kaiser auf!“

Hilflos sah Matthias sich um. Gedichte auswendig lernen, das war nicht seine Stärke. Er schluckte, holte tief Luft und krächzte: „Chbnrkltet.“ „Wie bitte?“ fragte der Schulmeister scharf.

»Chbin erkältet, Herr Lehrer, 'chkannichtsprech' n.“ röchelte Matthias.



„Na, na, wird schon gehen, los, los!“ Matthias begann: „Mein Kaiser, der Kaiser ist, ah..., ein lieber Mann, er wohnt in Berlin.“

Und...

Matthias stockte. „Und wär er nicht so weit.“ flüsterte Martin ihm zu.

„Und wär er nicht so weit von hier, ich ginge heut' noch hin.“ Matthias hustete.

„Weiter, weiter!“

„Chgeb'm 'einnd...“

„Wie, wie?“ schnarrte Michel Konrad und rückte seine Holzbrille zurecht. Matthias wusste nicht weiter.



„Ich gäb ihm meine Hand,
und brächt' die schönsten Blumen ihm,
die ich im Garten fand.“

...krächzte auf einmal Martin mit verstellter Stimme. Verwirrt sah Matthias auf seinen Freund hinunter, und dann ängstlich zu Michel Konrad. Aber der schien den Betrug nicht zu bemerken. Also fuhr Martin fort, während Matthias nur den Mund auf- und zuklappte:

„Und sagte dann: 'Aus treuer Lieb,
schenk ich die Blümchen dir!

Und dann lief ich geschwinde fort
und wäre wieder hier.“

„Schön“, brummte der Lehrer, „besonders der Schluss war gut aufgesagt.“

Er stand auf, kam hinter dem Pult hervor und ging auf Matthias zu. „Und jetzt sag es gleich noch einmal auf.“

Matthias schielte ängstlich zu Martin hinunter.

„Mein Kaiser ist, äh..., mein Kaiser ist, äh...“

„Na? Was?“ Michel Konrad stand inzwischen vor Matthias. „Was ist der Kaiser? Vielleicht weiß es der Martin!“

In diesem Moment sprang die Tür auf und die Frau des Schulmeisters trat ins Klassenzimmer. Sie schob ein großes Brett mit einem frisch gebackenen Roggenbrot auf das Lehrerpult und rief: „Pause! Ein Stück frisches Brot für alle!“

Michel Konrad rieb sich die fast blinden Augen, blinzelte dann erst Martin an, dann Matthias, dann wieder Martin. Er schüttelte schweigend den Kopf und ging zurück zu seinem Pult, wo seine Frau ihm einen großen Kanten Brot reichte. Mit dem Magenknurren verschwand auch sein Ärger. Und so gab es an diesem Tag doch noch eine Geschichte aus dem Buch mit den Heldensagen.

Sachteil Schule

Wegekreuze findet ihr auch im Museum. Ein besonders reich verziertes Kreuz steht am Weg von der Cantruper Mühle (53) zur Baugruppe Bergisches Land. Die hineingeschnitzten Symbole stehen für Stationen auf dem Leidensweg Christi.



In der Baugruppe Westerwald steht das Schul- und Gemeindebackhaus aus Löhndorf. Im oberen Teil des Hauses befinden sich ein kleines Klassenzimmer. In einem solchen Klassenzimmer spielt auch unsere Geschichte. Seht euch die Einrichtung an, das Lehrerpult, und was an der Wand hängt! Wie sieht es dagegen in eurem Klassenzimmer aus?

In den kleinen Dorfschulen auf dem Lande gab es meist nur eine Klasse. Junge und alte Kinder saßen auf beengtem Raum nebeneinander und mussten miteinander lernen. Die Lehrer waren nicht immer sehr gut ausgebildet. Viele waren gerade in der Lage, die Grundkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen zu lehren. Besonders wichtig waren auch Religion und „vaterländischer Unterricht“, in dem die Kinder in die Grundsätze und Regeln der preußischen Gesellschaft eingeführt werden sollten.

Als Schulmeister vor 120 Jahren war man nicht sonderlich gut gestellt. Zwar bekam der Lehrer etwas Geld von der Gemeinde, und konnte oft auch umsonst wohnen, aber fast immer musste er, um sich und seine Familie zu ernäh-

*ren, auch andere Arbeiten leisten:
als Organist, als Erntehelfer, als Selbstversorger im eigenen Garten.*



Noch ein Tipp: Das Gedicht vom „Kaiser“, das Matthias nicht richtig auswendig wusste, könnt ihr im Schulhaus aus Löhndorf wiederfinden!

Schatzsuche

Die Zimmerleute waren fast fertig. Es fehlten nur noch wenige Dachsparren, dann war das Fachwerk für Johann Boddens neues Haus errichtet. Martin und Matthias standen unten, reckten die Hälse und fassten mit an, wenn ein neuer Eichenbalken nach oben gehievt werden musste.



Ich weiß ja nicht. So ein frisch verzapftes Fachwerk sieht für mich aus wie ein riesiger Käfig. Dass die Menschen sich in so etwas wohl fühlen können, geht über meinen Hundeverstand.

„Na, ihr zwei Baumeister“, sagte Johann Bodden, „kann ich am Sonntag Richtfest feiern? Was meint ihr?“

„Na klar!“ riefen Martin und Matthias.

Johann Bodden war der reichste Bauer in Wiesenthal. Obwohl ein Teil seines Hauses im Frühjahr abgebrannt war, hatte er es schnell wieder aufbauen können. Es wurde größer als das alte und es gab sogar einen richtigen Keller, unter der Stube. „Hier“, brummte Bodden und hielt den Jungen ein paar Scherben und Knochen hin. „Die haben wir beim Ausschachten gefunden. Wollt ihr die haben?“

Martin und Matthias nickten und untersuchten neugierig die alten Tonscherben. „Haben sie noch mehr gefunden, Herr Bodden?“

„Ja, ja, noch ein paar alte Münzen. Sind vielleicht sogar was wert, wer weiß...“

„Weißt du was, Matthias?“ raunte Martin und legte seinem Freund verschwörerisch den Arm um die Schultern. „Wir suchen einen Schatz!“

„Und wie sollen wir das anstellen?“ fragte Matthias stirnrunzelnd. „Wir nehmen Zubbel mit, der wird uns helfen!“

„Verstehe ich nicht.“

„Pass auf“, sagte Martin. „Zubbel, komm mal her, her zu mir!“

Ich hatte die ganze Zeit am Brunnen gelegen und den Menschen bei der Schufferei zugesehen. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Jetzt erhob ich mich und trottete zu Martin hinüber.

„Bist ein braver Hund“, sagte Martin und streichelte mich. „Bist ein Schatzsucher-Hund, nicht wahr?“

Ich legte den Kopf schief und verstand nicht recht. Matthias ging es ähnlich. Dann hielt Martin mir die Scherben und die alten Knochen unter die Nase.

„Such!“ rief er. „Such! Wo gibt's so was, Zubbel?“

Die Tonscherben rochen nach gar nichts. Ich beschnüffelte die Knochen. Sie rochen nach Ziege. Und dieser Geruch erinnerte mich an irgendwas. Ich wusste nicht, an was.

„Was ist, Zubbel?“ fragte Martin und klopfte mir auf den Rücken. Ich sah mich nach allen Seiten um und hielt die Nase in den Wind. Der Geruch dieser Knochen setzte mich irgendwie in Bewegung. Ich lief los.

„Komm, Matthias!“ rief Martin. „Zubbel führt uns zu einem Schatz!“. Die beiden Jungen rannten hinter mir her. Ich trabte die Dorfstraße hinab, hinaus aus dem Dorf, Richtung Waldheim. Hinter mir lachte Martin laut und sprang übermütig in Zickzacklinien hin und her, Matthias hatte Mühe, mitzukommen.

Dann hielt ich an, sah mich kurz um und schlug mich in ein großes Roggenfeld. Der Roggen stand schon so hoch, dass ich darin verschwand. Martin blieb mir auf den Fersen.

„Martin!“ rief Matthias. „Nicht da rein! Das dürfen wir nicht!“

„Komm schon! Du musst eben ganz vorsichtig gehen und nichts umknicken. An einer bestimmten Stelle mitten im Feld blieb ich stehen, schnüffelte kurz und begann, die Erde wegzuscharren. Als die Jungen das sahen, fingen sie an, wie wild zu graben. Nach einer Weile rief Matthias: „Halt! Hier ist was Hartes!“

Martin schob mich zur Seite. „Lass sehen. Eine Kiste?“

„Weiß nicht. Los, weiter.“

Ich wollte wieder mitkratzen, aber Martin hielt mich zurück und beugte sich selbst über das Loch. Ärgerlich und ungeduldig bellte ich die Jungen an.

„Ich hab's“, rief Matthias endlich. Mit einem Ruck zog er etwas langes, weißes aus der Erde.

„Oh, nein...“ stöhnte Martin. Er warf mir einen bösen Blick zu.

„Ich glaube, Zubbel ist doch kein 'Schatzsucher-Hund'“, sagte Matthias und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

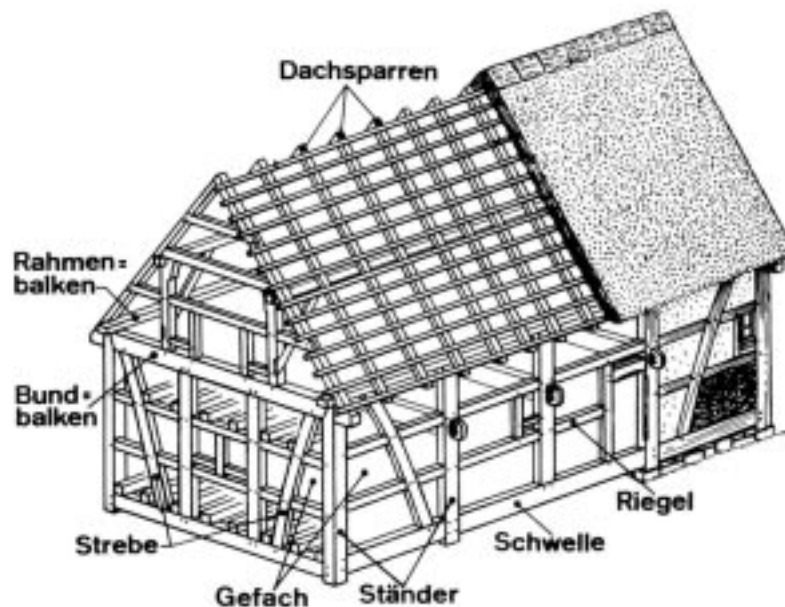
Ich schnupperte an dem langen weißen Ding. Richtig! Ziege.

Jetzt erinnerte ich mich wieder. Diesen Knochen hatte ich im Frühjahr hier vergraben!

Sachteil Hausbau

Die Zimmerleute sind die wichtigsten Handwerker beim Bau eines Fachwerkhouses. Ihre Aufgabe ist es, die Holzbalken auszumessen, zurechtzusägen und zu einem Fachwerkgerüst zusammenzufügen. Dabei kommen sie ohne Leim, Schrauben und Eisennägeln aus. Denn die Balken haben Zapfen und Löcher, die genau ineinander passen. Selbst geschnitzte Holznägel halten die Konstruktion zusammen.

Die Häuser im Freilichtmuseum Kommern sind alle nach dieser alten Technik wiederaufgebaut.



Senkrechte Holzbalken im Fachwerk heißen **Ständer**. Sie sind meist die dicksten. Waagrechte Hölzer **verbinden** und schräge Hölzer **versteifen**, sorgen also für Stabilität.

Und dann gibt es noch Hölzer, die keinen „Nutzen“ haben, sondern das Haus verschönern. Solche **Rundbögen** und **Krummsäulen** findet ihr zum Beispiel in den Fachwerken der Häuser aus Bodenbach (Baugr. Eifel) und Bilkheim (Baugr. Westerwald).

Ist das Fachwerk errichtet, wird das Dach mit Stroh gedeckt, und die Zwischenräume in den Wänden, die Gefache, verschlossen.

Dazu passt man zunächst senkrechte Hölzer (Staken) ein. Dann werden waagrecht junge Weiden- oder Haselnussruten hineingeflochten.



Jetzt kann alles mit Lehm zugeschmiert werden. Dieser Lehm wird vorher mit Sand, gehäckseltem Stroh und Wasser so vermischt, dass er genau die richtige Festigkeit hat. Im Hof aus Elsig-Wallenthal gibt es ein Schau-Gefach, wo man in das 'Innere' einer Wand hineinschauen kann.

Wer sich früher auf dem Land ein Haus baute, konnte dabei fast alles selbst machen. Viele Baustoffe lagen sozusagen „vor der Tür“. Kleine Hölzer und Ruten holte man sich aus dem Wald, Stroh hatte man auf dem eigenen Feld, der Lehm kam aus der Lehmgrube, über die fast jedes Dorf verfügte. Problematisch war nur das große Bauholz, die Eichenbalken für das Fachwerk. Denn Holz war knapp und deshalb teuer.

Natürlich war all das mit großen Mühen verbunden. Deswegen war der Bauherr auf die Hilfe vieler Hände angewiesen.

Das Rad

Am Nachmittag erschien Martin auf dem Stellmacherhof und lief gleich in die Werkstatt.

„Na, Martin“, brummte Jakob Roevenich, der vor seiner Drehbank saß.
„Kommst gerade recht. Kannst das Schwungrad drehen.“

Martins Augen leuchteten auf. Auf Zehenspitzen stieg er über die herumliegenden Holzteile und Werkzeuge und stellte sich an dem großen Schwungrad auf. Angesteckt von seiner großen Vorsicht folgte ich ihm und versuchte, meine Pfoten so zu setzen, dass ich nichts von alle dem berührte.



„Den Hund können wir hier aber nicht brauchen“, knurrte Herr Roevenich und blinzelte über seine Brillenränder zu mir herüber.

„Los, Zubbel!“ sagte Martin streng. „Leg dich draußen hin.“

Ich tat, als würde ich nicht verstehen. Alter Hundetrick. Den Kopf schief legen

und abwarten. Das machen wir Hunde immer so, wenn man was unangenehmes von uns will.

„Nun mach schon!“ rief Martin.

Ich ließ den Kopf hängen und trottete zur Türschwelle, an der ich mich betont langsam niederließ. So was kann man auch netter sagen.

„Habe einen besonderen Auftrag. So ein reicher Kaufmann aus Blankenheim. War gestern hier. Soll ein Kutschrad erneuern. Ziemlich groß.“

Jakob Roevenich war ein wortkarger Mensch. Er sagte immer nur das Nötigste. Mit so wenigen Worten wie möglich. Martin starrte entgeistert auf den Stellmacher, der nicht von seiner Arbeit abließ. Jakob Roevenich seufzte.

„Was ist, drehst du?“

„Ja... ja!“

Martin packte den Griff des Schwungrades und begann zu drehen. Mit kleinen Messern entfernte Jakob Roevenich die letzten Unebenheiten an der Radnabe, die sich vor ihm drehte. Wirklich ein stattliches Stück Holz.

„Ulme“, brummte der Stellmacher. „Das allerbeste für Naben.“

Jakob Roevenich war in seinem Element. Viel zu selten bekam er solche Aufträge. Es war ja eigentlich sein Handwerk Wagen zu bauen. Karren, Schlitten, Pflüge, Eggen. Aber kaum jemand in unserer armen Gegend konnte es sich leisten, beim Stellmacher einen ganzen Wagen zu bestellen. Die meiste Zeit musste Jakob Roevenich mit kaputten Leitern, Holzschemeln, Zäunen, Besenstielen und anderem Kleinkram abgeben, damit er überhaupt etwas zu arbeiten hatte.

„Halt, genug.“

Außer Atem ließ Martin das Schwungrad los und stützte seine Hände auf das Knie. Der Stellmacher fuhr mit seinen Fingerkuppen zart über das Werkstück.

„Gut...“, murmelte er. Dann drehte er sich zu Martin um. „Willst du etwas Neues lernen?“

Martin nickte eifrig.

„Dann nimm das Ziehmesser. Nein, nicht das, das andere, das runde. Jawohl, richtig.“

Der Stellmacher sammelte einige Holzstücke auf. „Siehst Du? Das wird einmal unsere Felge. Aber bevor wir sie zusammensetzen, musst du die Innenseiten etwas abrunden. Und zwar so.“

Rittlings setzte sich Jakob Roevenich auf die Ziehbank und zeigte Martin, wie er mit dem Ziehmesser umzugehen hatte. Martin machte es nach, und ich finde, er konnte es schon sehr gut. Aber es war eine langwierige Arbeit, so dass mir irgendwann beim Zusehen die Augen zufielen. Hunde brauchen viel Schlaf.

Auf die allerangenehmste Art wurde ich geweckt. Anna kraulte mir das

Nackenfell. Sie hockte neben mir und sah Martin und ihrem Vater bei der Arbeit zu.

„Na du. ..“, sagte Martin, als er Anna endlich erblickte.

Anna blickte kurz auf und sah sich dann wieder traurig in der Werkstatt um. Ihr Vater nahm sie gar nicht zur Kenntnis. Und auch Martin wusste nicht, warum seine beste Freundin manchmal so betrübt war.

Ich weiß es. Ein kluger Dorfhund weiß fast alles. Die Sache ist die: Anna hätte gern mit angefasst, hätte auch gern Speichenlöcher gebohrt, den Radzirkel angesetzt, den Rundhobel geschwungen. Leider gibt es bei den Menschen dumme Regeln, die Mädchen solche Arbeiten verbieten. Weil das Stellmacherhandwerk angeblich zu schwer für Frauen ist. Alles Unsinn. Meine Anna würde sich schon zu helfen wissen! Stattdessen durfte sie nur zusehen und sich im Haus abschuffen. Die Roevenichs wollen sie sogar als Dienstmädchen für ein Jahr in den Gesindedienst schicken. Grauenhafte Vorstellung.

Inzwischen hatte Jakob Roevenich das Rad versuchsweise zusammengesetzt. Es passte alles genau ineinander. Der Stellmacher atmete tief durch und klopfte Martin anerkennend auf die Schulter. Martin strahlte. Er liebte Jakob Roevenich. Er hatte sich immer einen solchen Vater gewünscht.



„So“, brummte Herr Roevenich, „jetzt ab damit zum Schmied. Ein gut aufgezo-
gener Eisenreifen gibt erst den richtigen Halt.“

In diesem Moment lärmte eine Schar kleiner Kinder in den Hof und erschien
bald darauf in der Tür zur Werkstatt. An der Spitze stolzierten Josef und
Käthchen, Martins kleine Geschwister.

„Herr Roevenich, Herr Roevenich, baust du ein großes Rad?“ piepsten sie
durcheinander.

„Ja, stimmt.“

„Kannst du auch kleine Räder?“

„Ja, kann ich.“

Die Kleinen sahen sich kurz an, dann stürmten sie hinaus und waren einen
Augenblick später wieder da. In der Hand hielten sie die Überreste eines völlig
zerborstenen, sehr kleinen Rades.

„Von unserem Hundewagen. Kannst du es wieder ganz machen?“

Kleine Kinder können wirklich sehr anstrengend sein. Ständig streicheln sie
einem gegen das Fell, oder ziehen einen an den Ohren. Aber das Schlimmste
ist, dass sie mich immer wieder rumkriegen, ihren kleinen Hundewagen zu
ziehen. Ich meine, ich bin ein gutmütiger Kerl, aber trotzdem: Ein Hund ist
doch kein Ochse, oder?

Sachteil „Rad“



(Abb. : Schwungradkonstruktion und Drehbank in ELSIG)

Wie bringt man eine Drehbank in Bewegung, wenn man keinen Strom und keinen Dampfantrieb zur Verfügung hat? - Man dreht selbst. Oder besser: man lässt drehen. Eine solche Schwungradkonstruktion konnte eine Drechselbank auf hohe Drehzahlen bringen! Ansehen könnt ihr euch die Konstruktion in der Stellmacherwerkstatt in der Hofanlage ELSIG/WALLENTHAL.

Eine Radnabe zu drechseln, das erfordert größte Genauigkeit von einem Stellmacher. In die Löcher werden die Speichen eingeschlagen und anschließend mit heißem Wasser aufgequollen, um so die Festigkeit zu erhöhen.

Die Felge eines Rads wird aus mehreren leicht gerundeten Teilen (Segmenten) zusammengesetzt und später vom Schmied mit einem Eisenreifen zusammengehalten. Auf je zwei Speichen kommt dabei ein Felgenresegment.



*Der Stellmacher baute und reparierte viele Dinge, die für das bäuerliche Leben besonders wichtig waren. Wagen- und Antriebsräder, Holzteile für Pflüge und Eggen, Schlitten, Werkzeuge, aber auch ganze Wagen und Karren. Aber in den kleinen Dörfern in einer so armen Gegend wie der Eifel erhielt er nicht oft solche „Großaufträge“. Deswegen musste er meistens Kleinkram erledigen: Besenstiele, Dreschflegel und Zäune reparieren, ja, selbst Brillenge-
stelle.*

In vielen bäuerlichen Hofanlagen des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern findet ihr kleine Werkstätten. Eine Schuster- und eine Holzschuhmacherwerkstatt, eine Drechslerei, ein Webstuhl und andere mehr. Fast alles, was man zum Leben und Arbeiten brauchte, musste schließlich selbst hergestellt werden.

Im Winter, wenn die Ernte eingebracht und auf den Feldern nichts zu tun war, versuchten die Bauern außerdem, sich durch handwerkliche Arbeiten ein Zubrot zu verdienen.

Bäuerliche Familien waren oft sehr kinderreich. Zum einen waren die Kinder von klein auf wertvolle Arbeitskräfte. Zum anderen bedeutete natürlich jeder Familienzuwachs einen Esser mehr am kargen Tisch. Deswegen war man froh, wenn man die älteren Kinder bald anderswo „unterbringen“ konnte. Die Mädchen wurden dann manchmal in den Gesindedienst geschickt, d.h., sie gingen als Mägde auf größere Güter oder als Hausmädchen in die Stadt.

Ernte

„Bitte, Ewald, lass mich heute mal an die Sense!“ bettelte Matthias. Er lehnte an der Kornfege und sah Ewald zu, der sorgfältig die Schneide seiner Sense dengelte. Ewald seufzte. „Jetzt hör auf, Matthias, dazu bist du noch zu klein.“

„Bin ich gar nicht, ich werde ja schon elf! Bitte, Ewald!“

„Schluss jetzt“, sagte Ewald und legte den Hammer zur Seite. „Dein Vater hat nein gesagt und dabei bleibt es! Außerdem: wer sollte für dich binden? Ich etwa?“

Matthias zuckte mit den Achseln. Ewald, der schon seit drei Jahren Knecht auf dem Stellmacherhof war, legte ihm seine breite Hand auf die Schulter. „Nächstes Jahr vielleicht, hm?“

„Hmhm.“

Und damit verließen die beiden die Scheune und machten sich auf den Weg. Das Wetter war gut. Wenn nichts schief ging, würde man am Abend mit der Roggenernte fertig sein.

Die anderen waren schon auf dem Feld. Vater Roevenich, Anna, Wilhelm Kontzen, Martin, und noch andere Erntehelfer aus dem Dorf. Jakob Roevenichs Roggenfeld streckte sich breit bis hoch an den Waldrand, da war jede Hilfe willkommen.



Jetzt gingen die Schnitter mit ihren Sensen ins Korn, und hinter ihnen banden die Frauen und Kinder die abgemähten Halme zu Garbe auf. Matthias arbeitete hinter Ewald.

„Langsam, Matthias“ knurrte Ewald, „du trittst Halme in den Boden. Die Ähren da, die musst du auch aufsammeln. Jedes Korn ist wertvoll.“

Missmutig raffte Matthias die Garben auf, schnürte sie in einer schnellen, hundertfach geübten Handbewegung mit einem langen Halm zusammen. Die Disteln zerkratzten ihm die Hände.

Da stieß Ewald einen kurzen Schrei aus und schlug der Länge nach hin. Er fluchte und hielt sich den rechten Fuß.

„So ein verdammtes Erdloch. Ich bin umgeknickt. Verflucht, das tut weh.“

„Hoffentlich nicht gebrochen“, brummte Jakob Roevenich. „Wo zum Teufel kommt dieses Loch her? War früher noch nicht da.“

Martin und Matthias wechselten einen flüchtigen, aber vielsagenden Blick. Auch ich versuchte, mich so unauffällig wie möglich zu benehmen. Ich zog mich an den Feldrand zurück und legte mich dort ins Gras.

Man trug Ewald auf den Leiterwagen. Sein Fuß schwoll bedrohlich an.

„Kalte Umschläge, (Heilkraut, das kühlt und Schwellungen lindert), und Ruhe“, befahl Annas Mutter. „Spannt an, ich bringe ihn nach Hause.“

Jakob Roevenich blickte finster dem Wagen hinterher. „Ein Schnitter weniger“, sagte er.

Matthias griff nach Ewalds Sense. „Papa, darf ich?“

Jakob Roevenich zog die Augenbrauen zusammen und musterte seinen Sohn. „Also gut. Fang an.“

Und schon stand Matthias im Feld ließ die Sense ins Korn sausen. Das ging erstaunlich gut. Er hatte Ewald immerhin lange genug zugeschaut. Die anderen Schnitter ruckten an ihren Hüten und grinsten sich an. Matthias legte sich ins Zeug, dass es eine Freude war.

Als die Abendglocke läutete, war der Roggen gemäht. Die Garben standen zu je zwölf aneinandergelehnt auf dem Stoppelfeld zum Trocknen. Für jeden Schnitter gab es jetzt einen Schnaps auf die getane Arbeit. Als die Reihe an Matthias kam, lächelte der nur unsicher.

„Na los!“ lachten die Männer.

Matthias nahm den Becher und hielt ihn in die tiefstehende Sonne.

„Auf Ewald!“

Er leerte den Becher mit einem Schluck und schüttelte sich dann so heftig, dass ihm die Sense von der Schulter rutschte.

Sachteil Ernte

- Erntegeräte im Einsatz:



Sichte und Mahdhaken



Flegelrusch



Kornfege

Ob die Ernte gut oder schlecht ausfiel, das hing nicht allein davon ab, wie gut der Bauer seine Felder bestellt und gepflegt hatte. Viele Dinge, auf die man keinen Einfluss hatte, waren dabei entscheidend.

Allen voran das Wetter. Schlechtes Wetter konnte katastrophale Auswirkungen haben. Frost, Dürre, Überschwemmungen und Unwetter vernichteten im letzten Jahrhundert immer wieder große Teile des Getreides.

Vor Schädlingen und Krankheiten konnten die Bauern ihre Pflanzen nur unzulänglich schützen. Nur langsam verbreiteten sich industriell gefertigte Schädlingsbekämpfungs- und Düngemittel in der Eifel. Kaum ein Mittel gab es gegen hungrige Wildschweine und anderes Wild, das in die Felder einbrach und die Ernte zunichte machte.

Schlechte Ernteerträge, das bedeutete: Hunger für Mensch und Tier im Winter, keine Rohstoffe zur Weiterverarbeitung, Verdiensteinbußen, weil man nichts zu verkaufen hatte. Nicht zufällig nannte man die Eifel im letzten Jahrhundert „Preußisch Sibirien“: Sie gehörte zu den ärmsten Landstrichen Mitteleuropas.

Der alte Stanislav

„Ho! Frieda, nicht so lahm!“ rief Martin und zerrte an Friedas Kette. Frieda, die einzige Kuh, die Wilhelm Kontzen besaß, trottete missmutig hinter uns her.



An der Weggabelung vor dem Dorf warteten Matthias und Anna mit den sechs Kühen der Roevenichs auf uns: „Martin, da kommst du ja endlich!“

Anna kraulte mich kurz an meiner Lieblingsstelle hinter dem rechten Ohr. „Na, Knubbel...“

„Wenn du willst, kannst du mit auf unsere Weide kommen.“ sagte Matthias.

„Na klar will ich!“ sagte Martin erleichtert. Die wenigen kleinen Feldstückchen, die sein Vater besaß, waren zum Viehhüten nicht gerade gut geeignet. Aber auf einer großen Weide war es ein Kinderspiel.

Wenig später hatten die Kinder ihre Kühe angepflockt.

„Viehhüten nach der Ernte ist angenehm“, sagte Anna und legte sich ins Gras.

„Du treibst die Kühe raus auf die Felder und fertig. Brauchst nicht die ganze Zeit darauf aufzupassen, dass sie nicht den anderen Bauern das Getreide vom Feld rupfen.“

„Außerdem gibt's genug Futter“ sagte Martin. „Seht mal, wie kugelrund sich

Frieda durch den Sommer gefressen hat. Wisst ihr noch? Im letzten Frühjahr war sie vom langen Winter in unserem dunklen Stall so abgemagert und klapprig, dass wir sie auf die Weide tragen mussten, weil sie nicht mehr alleine gehen konnte.“

„Und jetzt kriegt sie den Hals nicht voll“ lachte Matthias. „Guckt mal, sie frisst Bauer Boddens Kartoffeln...“

„Oh nein, Frieda!!!“ Martin sprang auf, trieb seine Kuh auf die Weide zurück und verkürzte ihre Kette.

Anna seufzte. „Uns sind letzte Woche Kartoffeln vom Feld gestohlen worden, eine ganze Reihe.“

„Stimmt“, sagte Matthias und machte ein ernstes Gesicht. „Unsere Großmutter sagt, es war der alte Stanislav.“

„Quatsch!“ sagte Martin. „Den alten Stanislav gibt’s doch gar nicht.“

„Oh doch!“ rief Anna. „Großmutter sagt, er ist früher Köhler gewesen und er kommt eigentlich aus Böhmen. Er soll schon 150 Jahre alt sein und riesengroß. Er lebt in einer versteckten Höhle und manchmal läuft er nachts durch den Wald und schnauft und schreit.“

„Ja, ja, ich weiß“, lachte Martin, „außerdem hat er Zähne wie ein Keiler, Augen, die im Dunkeln leuchten, und frisst kleine Kinder... Alles Unsinn und Märchenkram.“ „Meine Großmutter sagt, sie kennt Leute, die den alten Stanislav selbst gesehen haben...“ sagte Matthias leise.

„Und wenn schon!“ rief Martin. „Kommt ihr mit in den Wald? Vielleicht gibt’s ein paar Krebse im Bach...“

Wenig später saßen Anna und ich am Bach und sahen zu, wie die beiden Jungen herumwateten und nach Flusskrebse suchten. Am Lagerfeuer gebraten sollen diese Viecher angeblich ein Gaumenschmauß sein. Ich weiß nicht.

Wenn ihr mich fragt: für einen Hundemagen zu viel Schale und zu wenig Fleisch.

„Das mit den kleinen Kindern stimmt trotzdem.“ sagte Anna nach einer Weile.

„Wieso?“ fragte Martin ohne aufzuschauen.

„Großmutter sagt, vor langer Zeit hat ein Schmied aus Waldheim beim alten Stanislav zwei ganze Meiler Holzkohle bestellt. Und Stanislav hat besonders gute Kohlen gemacht, aus Buchenholz. Aber als die Meiler ausgebrannt waren, ließ der Schmied die Kohle heimlich von ein paar Burschen stehlen und wollte den Stanislav nicht bezahlen. Da ist der Stanislav in die Stadt gekommen, um sein Geld zu holen.“

Martin und Matthias hatten aufgehört, im Wasser herumzustochern und hörten Anna gespannt zu.

„Aber die Leute in der Stadt lachten ihn aus und jagten ihn weg. Da wurde der Stanislav böse und holte nachts die Kinder des Schmieds. Er nahm sie mit in

den Wald und niemand hat sie je wiedergesehen. Großmutter sagt, wenn Vollmond ist, kann man die Kinder noch heute nachts im Wald schreien hören...“ Matthias schluckte und blickte sich unsicher im Wald um. Martin lachte plötzlich laut los.



„Üüaah!“ brüllte er dann. „Üüüaaahh! Ich bin ein armes Schmiedekind. Komm, alter Stanislav, hol mich!“

Plötzlich krachte es drüben im Unterholz. Laut schnaufend stampfte irgendwas auf uns zu. Die Kinder standen starr vor Schreck. Sogar Martin war kreidebleich.

„Zubbel“, flüsterte er, „guck mal nach, los.“

Immer ich. So sind die Menschen: erst große Klappe, dann arme schwache Hunde vorschicken. Ich holte Luft, bellte erst Mal ein bisschen und rannte los. Ich sprang in das Unterholz und stand wenige Augenblicke vor - Frieda!

Die Kuh glotzte mich blöde an und sagte: „Muuuuhhh!“, was in Menschensprache übersetzt soviel bedeutete wie: „Ich will nach Hause, ich habe Durst, mein Euter ist voll, würde mich bitte mal einer melken?“

Kühe können fast so wehleidig sein wie Menschen. Na ja, nur fast.

Sachteil Stanislav

Eine typische Kinderarbeit in den Bauerndörfern war das Vieh Hüten. Das war eine einfache, aber den ganzen Tag in Anspruch nehmende Arbeit. Denn die Aufgabe bestand darin, dafür zu sorgen, dass sich das Vieh bis zum Läuten der Abendglocke, die die Feldarbeiter nach Hause rief, satt gefressen hatte. Und das war nicht immer leicht. Oft gab es nicht genug Weiden, weil jedes nutzbar gemachte Fleckchen Land als Acker oder Feld genutzt wurde. Und wenn es Weidefläche gab, dann war sie nicht eingezäunt. Hütekinder mussten ihre Kühe an den Feldrändern entlang führen. Dabei konnte die Tiere sich losreißen, weglaufen oder das Korn der Bauern zertrampeln.

Wenn Martin erzählt, man habe die Kuh auf die Weide „getragen“, dann ist das nicht übertrieben. Enge, dunkle Ställe und unzureichendes, mangelhaftes Futter ließen das Vieh in den Wintermonaten oft so abmagern, dass es sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Es gab sogar sogenannte „Lüftkommandos“, junge Männer, die von Hof zu Hof zogen, um das Vieh, das hilflos in den Ställen lag, hochzuheben, zu „wenden“ und an die frische Luft zu tragen.



Köhler lebten meist außerhalb der dörflichen Gesellschaft, im Wald, wo sie auch ihrer Arbeit nachgingen. Sie schlugen Holz und schichteten die zugesägten Holz-scheite zu Kohlenmeilern auf, die mit einer Erdschicht abgedeckt und dann angezündet wurden. Durch ein ausgeklügeltes Lüftungssystem verbrannte das Holz nicht, sondern verglühte zu Holzkohle.

Mit der wachsenden Stein- und Braunkohleförderung und dem Ausbau der Eisenbahn, die die Kohle in die Eifel brachte, ging die Köhlerei in der Eifel zurück und ist heute ganz verschwunden. Einen Kohlenmeiler gibt es auch im Freilichtmuseum Kommern zu besichtigen.

Markttag

„Na, die jungen Herrschaften, was habt ihr denn Schönes anzubieten?“ fragte der seltsame kleine Mann und zwinkerte Anna, Matthias und Martin aus fröhlichen Augen zu. Die drei saßen hinter dem Marktstand der Roevenichs und sahen sich unsicher an.

„So, oho, Bohnen gibt's, und Kohlköpfe. Sehr hübsch, sehr hübsch.“ Der Mann, der einen langen, schwarzen Überzieher und einen merkwürdigen, ausgefransten Strohhut trug, blieb vor Martin stehen. Er zeigte auf einen runden Klotz Butter, in den ein verschnörkeltes großes ‚M‘ geschnitten war. „Und was ist das für ein Kunstwerk?“

„Butter“, stammelte Martin.

„So, so, Butter. Sehr hübsch, sehr hübsch“, kicherte der krumme kleine Mann und schlenderte, die Hände auf dem Rücken verschränkt weiter.

Stirnrunzelnd betrachtete Martin seinen Butterklotz. Es war das erste Stück, das er ganz allein gebuttert hatte. Sein Vater hatte ihm erlaubt, es zu verkaufen.

Auf dem Marktplatz von Waldheim herrschte ein reges Treiben. Schon in den Morgenstunden waren die Bauern und Händler aus den Dörfern hierher gekommen und hatten ihre Waren aufgebaut.



Martin war mit den Roevenichs aus Wiesenthal hergewandert. Für einen eigenen Stand hatte sein Vater nicht genug erwirtschaftet. Es reichte gerade, um die Familie und das Vieh durch den Winter zu bringen.

„Was war das für ein komischer Mann?“ fragte Matthias.

„Das ist der 'Kleine Karl'“, sagte Anna. „Der fährt mit seinem Wagen durch die Gegend und handelt mit allem, was du dir vorstellen kannst.“

„Ja“, sagte Martin, „sieh mal, Matthias, da drüben steht der Wagen.“

Auf dem großen Leiterwagen türmten sich Säcke, Körbe, kleine Möbelstücke und Holzkisten, in denen sich alles mögliche befand: vom Hosenkнопf bis zur Kaffeekanne, von der Zuckerstange bis zur Zigarre bekam man fast alles beim Kleinen Karl. Auf einem Holzgestell hingen Stoffbahnen und Kleidungsstücke. Ein paar junge Männer trieben sich um den Wagen herum. Es waren Gesellen und Jungbauern aus den umliegenden Dörfern, die in die Stadt gekommen waren, weil morgen die große Schützenkirmes begann. Sie lachten und trieben ihre Späße mit den Waren des Kleinen Karl.

Unwillkürlich begann Martin, sich hinter den Ohren zu kraulen. Seine Augen leuchteten. Gern wäre er jetzt ein paar Jahre älter gewesen, mit den Männern gezogen und morgen auf den großen Tanzball gegangen. Plötzlich hielt er im Streicheln inne und reckte den Hals. Ich hob den Kopf und dann sah ich auch, was er sah: einer der jungen Burschen nahm verstoßen etwas vom Wagen des Kleinen Karl und steckte es ein. Martin erhob sich und griff nach dem Brett mit seiner Butter. „Ich hab eine Idee“, murmelte er. „Komm, Zubbel.“

Wir liefen hinaus zu Karls Wagen, wo Martin den jungen Männern zunickte und dann eine lange, wollene Unterhose begutachtete.

„Ja, ja, ist was Gutes“, sagte der Kleine Karl, der auf einmal hinter uns stand.

„Sind hart, die Winter in der Eifel. Braucht man warme Hosen, tja.“

Martin hielt ihm seine Butter entgegen. „Tauschen sie die Butter gegen die Hose?“ Der Kleine Karl grinste und rückte an seinem Hut. „Na, du bist mir ein Strolch. - Nein, nein, dabei mache ich kein Geschäft.“

„Die Butter und eine Flasche Schnaps. Reicht es dann?“ fragte Martin und sah den Händler herausfordernd an.

„Oh ja. Das wäre hübsch. - Aber du hast keinen Schnaps, Kleiner.“

Martin holte tief Luft und zeigte auf einen der jungen Männer. „Aber der da. Der hat eine Flasche unter der Jacke.“

Der Kleine Karl brauchte einen kurzen Moment, bis er begriff. Dann stürmte er auf den Burschen zu. Er verlangte seine Flasche, aber die Männer lachten nur und beschimpften ihn. Es gab einen heftigen Streit und eine Rangelei. Und wäre nicht auf einmal der Stadtgendarm erschienen, es wäre dem Kleinen Karl schlecht ergangen. Aber nun wurde der Dieb schnell entlarvt und musste den Schnaps zurückgeben.

„Wofür steht das ‘M’ auf deiner Butter?“ fragte der Kleine Karl, als sich die Aufregung gelegt hatte.

„Für ‘Meisterklasse!’“ sagte Martin und grinste frech.

„Ach so!“ rief der Händler. „Na ja! Wenn das so ist! Eine ‘Meisterklasse’-Butter reicht natürlich als Bezahlung aus...“

Und damit reichte er, vergnügt mit den kleinen Augen zwinkernd, Martin die heißbegehrte, wollene Unterhose.

